



10)

Der Verschlag.

Der kleine Verschlag, in dem nacheinander Hühner gelebt haben, Kaninchen, Schweine, ist jetzt leer und gehört in den Ferien Rübchen ganz allein. Er gelangt bequem hinein, denn der Verschlag hat keine Tür mehr. Einige dünne Brennesseln zieren die Schwelle und wenn Rübchen sie platt auf dem Bauche liegend betrachtet, so scheinen sie ihm ein Wald zu sein. Feiner Staub bedeckt den Boden. Die Steine der Mauern glänzen von Feuchtigkeit. Rübchen streift die Decke mit seinem Haar. Hier ist er bei sich zu Hause, er mag kein hinderliches Spielzeug und unterhält sich auf Kosten seiner Phantasie.

Sein Hauptvergnügen besteht darin, vier Nester mit seinem Hintern zu bohren, eines in jeder Ecke des Verschlages. Er scharrt mit der Hand wie mit einer Kelle den Staub wieder zu Polstern zusammen und keilt sich ein.

Er sitzt mit dem Rücken gegen die glatte Mauer, hält die Beine gebogen und die Hände über die Knie gefaltet, er sitzt wie der Hase in seinem Lager und fühlt sich wohl. Wirklich, weniger Platz kann er nicht einnehmen. Er vergißt die Welt, er hat keine Angst mehr. Nur ein Donner-schlag würde ihn aufstören.

Das Spülwasser, das nicht weit weg aus dem Ausguß fließt, bald in Strömen, bald tropfenweise, sendet ihm frische Duftschwaden.

Plötzlich ein Alarm.

Rufe kommen näher, Schritte.

«Rübchen, Rübchen!»

Ein Kopf beugt sich nieder, und Rübchen rollt sich zu einer Kugel zusammen, drängt sich in den Boden und in die Mauer, hält selbst den Blick unbeweglich und fühlt, wie Augen die Finsternis durchforschen.

Die Schläfen sind ihm zerrümpelt und er leidet. Gleich wird er vor Angst schreien.

«Hier ist er nicht, der Schlingel. Wo zum Teufel steckt er bloß?»

Draußen entfernt man sich und Rübchens Körper dehnt sich ein wenig aus, macht es sich wieder bequemer.

Seine Gedanken durchheilen noch weite Straßen des Schweigens.

Dann aber erfüllt Lärm seine Ohren. An der Decke hat eine Mücke sich in einem Spinnweben gefangen, sie zittert und schlägt um sich. Und die Spinne gleitet einen Faden entlang. Ihr Bauch ist weiß wie ein Brotkrümchen. Sie bleibt einen Augenblick hängen, unruhig, zusammengerollt.

Rübchen sitzt auf der Spitze seines Gesäßes und überwacht die Spinne. Er sehnt die Entscheidung herbei und als die tragische Spinne vorwärtsstürzt, den Stern ihrer Klauen schließt, die Beute für ihren Fraß an sich drückt, da fährt er hoch,

leidenschaftlich, als ob er seinen Anteil haben möchte.

Das ist alles.

Die Spinne steigt wieder empor. Rübchen setzt sich wieder, kehrt in sich selbst zurück, in seine Hasenseele, in der es finster ist.

Bald bleibt seine Träumerei wie ein Wasserlauf, den der Sand schwer macht, stehen. Es fehlt ihr der Hang, sie bildet eine Pfütze und regt sich nicht mehr.

Die Katze.

I.

Rübchen hat davon gehört: nichts Besseres gibt es als Katzenfleisch, um Krebse



Ein Ochse kommt heran . . .

zu fangen, weder das Gedärm eines Hähnchens, noch der Abfall einer Schlächterei.

Und er kennt eine Katze, die man verachtet, weil sie alt ist, krank und stellenweise kahl. Rübchen läd sie ein, eine Tasse Milch zu ihm trinken zu kommen, in seinen Verschlag. Er hat die Tasse in eine Ecke gestellt. Er drängt die Katze

dazu hin und sagt: «Laß es dir schmecken!»

Er streichelt ihr den Rücken, gibt ihr zärtliche Namen, beobachtet ihre lebhaften Zungenschläge und wird dann gerührt: «Arme Alte, freue dich an deinem Rest!»

Die Katze leert die Tasse, reinigt den Boden, putzt den Rand, leckt schließlich nur mehr ihre zuckerigen Lippen.

«Bist du fertig, richtig fertig?» fragt Rübchen und streichelt sie noch immer. «Bestimmt würdest du gerne noch eine Tasse trinken, aber ich konnte nur die eine stehlen. Uebrigens, ein wenig früher oder später...»

Bei diesen Worten drückt er ihr die Mündung seines Karabiners auf die Stirne und gibt Feuer.

Der Knall betäubt Rübchen. Er glaubt, der Verschlag selbst sei in die Luft gegangen, und als die Wolke sich verzieht, sieht er zu seinen Füßen die Katze, die ihn mit einem Auge anschaut.

Eine Hälfte des Kopfes ist weg und das Blut fließt in die Milchtasse.

«Sie sieht nicht tot aus,» sagt Rübchen sich, «ich habe doch richtig gezielt.»

Er wagt nicht, sich zu bewegen, so beunruhigt ihn dieses eine Auge von gelbem Glanz.

Die Katze zeigt durch das Zittern ihres Körpers, daß sie lebt, versucht aber keine Anstrengung, um ihre Lage zu verändern. Sie scheint mit Absicht in die Tasse zu bluten, sorgfältig darauf bedacht, daß jeder Tropfen hineinfällt.

Rübchen ist kein Anfänger. Er hat wilde Vögel getötet, Haustiere, einen Hund, für sein eigenes Vergnügen oder für das Konto anderer. Er weiß wie man es anfängt und daß man, wenn das Tier ein hartes Leben hat, sich heilen muß, sich erregen, rasend werden muß und, wenn es sein muß, nicht vor einem Nahkampf zurückschrecken darf. Sonst überraschen einen Anfänger von falscher Empfindsamkeit. Man wird feige. Man verliert Zeit: man wird gar nicht mehr fertig!

Zuerst versucht er es mit ein paar vorsichtigen Neckereien. Dann faßt er die Katze beim Schwanz und versetzt ihr so heftige Schläge mit dem Karabiner auf den Nacken, daß ein jeder der letzte zu sein scheint, der Gnadenstreich.

Die sterbende Katze zerkratzt die Luft mit närrischen Pfoten, krümmt sich zur Kugel oder streckt sich aus und schreit nicht.

«Wer hat denn nur behauptet, daß die Katzen weinen, wenn sie sterben?» sagt Rübchen.

Er wird ungeduldig. Es dauert zu lange. Er wirft den Karabiner weg, umfaßt die Katze mit seinen Armen, regt sich an dem Eindringen der Krallen auf, beißt die Zähne zusammen und erwürgt sie mit feberigen Adern.

Aber er erwürgt auch sich selbst, er schwankt erschöpft und fällt zu Boden.